In freier Stunde

Sensation in Heiligenburg

(21. Fortsetzung) Roman von Ernst Klein

Strobl kam ins Spital. Er hatte sich die ganze Zeit über nicht blicken lassen . . . Einmal war ihm Christine auf der Straße begegnet und hatte ihn, der mit hastigem Gruß vorüber wollte, aufgehalten: „Warum kommen Sie nie zu uns?" — „Oh, ich hab' jetzt so viel zu tun. Wissen gnädiges Fräulein: die Bilanz . . ."

Und nun erschien er im Ordinationszimmer Martins. Ins Haus traute er sich nicht mehr. „Herr Doktor, heute war ein Agent oder ein Detektiv bei mir oder so was. Der wies sich aus als Beauftragter der „Austria" und erkundigte sich nach den näheren Umständen bei dem Tode Ihres Herrn Vaters. Ich habe gesagt, ich wisse nichts . . ."

Martin ging das Herz über. „Strobl, warum tun Sie das alles?" Sie hatten ja kein Geheimnis mehr voreinander.

Der kleine, dicke Mann wich zurück, wie wenn er Angst hätte vor der sich nach ihm ausstreckenden Hand. „Ich weiß ja wirklich nichts, Herr Doktor! Woher denn? Ich meine nur: Sie sollten wissen, woran Sie sind."

Martin wußte das. Das war es, worauf er gewartet hatte!

Zuerst war Hoffnung in ihm gewesen, es würde alles glatt gehen. Ganz glatt. Warum auch nicht? Von dem Briefe, den ihm der Vater geschrieben, hatte kein Mensch eine Ahnung — außer der Frau in Wien. Und Therese Barth war eine Fanatikerin. Die starb, ehe sie das Geheimnis verriet.

Und jetzt? Wut stieg in Martin herauf. Mit welchem Recht beschäftigten sich die Leute mit diesem Geheimnis? Tratsch? Es war mehr als Tratsch. Kam aus tieferliegenden Gründen herauf: Recht der Allgemeinheit gegen das Recht des einzelnen . . . „Bagage!" zischelte er durch Zähne und Schnurrbart hindurch. Er stand da, mit geballten Fäusten.

Paul Strobl schüttelte den Kopf. „Herr Doktor, die Menschen sind schon so. Die kleine Stadt, in der wir leben: Wenn Sie einmal um das Rathaus herumgegangen sind, kennen Sie unsere Welt, wenn man so sagen kann . . . Das kommt alles von selbst. Niemand kann dafür."

30. Kapitel.

Martin und Christine saßen beim Frühstück. Schweigsam. Einer dem anderen gegenüber. Einer den anderen heimlich beobachtend — voller Liebe und Sorge und Qual. Zwischen ihnen der leere Platz des Vaters.

„Fahrt ihr heute wieder hinaus?" fragte er.

„Ja. Wir wollen in die Wachau hinunter: nach Spitz."

„Grüß mir den alten Heitzenberger! Er soll mir von seinem Most schicken und nicht alles allein aussaufen! Nicht vergessen, Christel!"

Es war ein Versuch, zu reden wie früher. Sie belohnte ihn mit einem halben Lächeln. „Beim Heitzenberger kehren wir bestimmt ein. Ich freu' mich schon auf sein Gefrorenes. Und dann woll'n wir nach Melk, bis nach Persenburg hinauf. Vielleicht bleiben wir zwei bis drei Tage aus. Die Marie — —"

Das Telephon schrillte. Beider Nerven waren so mitgenommen, daß sie bei diesem alltäglichsten aller Laute heftig zusammenfuhren. Er wie sie hatten die gleiche Empfindung: So klang damals das Telephon, als der Stationsvorstand aus Ebersbach anrief; genau so.

„Das Telephon —!" Christine starrte auf die Tür.

„Sicher das Spital?" sagte Martin und glaubte selber nicht daran. Dann ging er hinaus.

Christine schlich ihm bis zur offenen Tür nach. „Ja: Hier Wagenmeister!" hörte sie ihn. Dann blieb es still.

„Was ist —?" fragte sie, als er zurückkam.

„Ah, nix! Ich hab's ja gewußt: das Spital . . . Aber die können warten!" Er fühlte, wie sie ihn anschaute, und versteckte sich hinter der Kaffeetasse. Er aß in aller Behaglichkeit sein Butterbrot und stand auf: „Also: Servus, Christel! Ich lass' der Irma sagen, sie solle nicht immer mit achtzig Kilometer daherrasen! Frauenzimmer, narrisches! Kaum ist die Wunde in Ordnung . . . Und Christel, nicht den Heitzenberger und seinen Most vergessen! Gelt?"

Kaum war er zur Tür hinaus, da lief sie ans Telephon und klingelte das Spital an. „Hatten Sie eben vorhin den Herrn Doktor angerufen?"

„Nein!" gab die Schwester vom Dienst Bescheid. „Ist ja gar nichts los!"

Dem Mädchen klopfte das Herz im Hals. Einen Atemzug lang schwankte sie. Kämpfte mit sich. Dann hastete sie in Martins Zimmer hinauf. Aber sie sah sofort, daß der Schlüssel zu der bis dahin verschlossenen Schreibtischlade steckte. Sie kam zu spät: Die Lade war leer . . .

Martin ging nicht ins Spital, sondern ins Gericht.

Dort empfing ihn der alte Rat Kerzel in seiner Kanzlei. „Lieber Doktor, ich hab' kein Aufsehen machen wollen; deshalb hab' ich keine offizielle Ladung geschickt. Ist vielleicht nicht ganz in Ordnung, aber Spannagel ist damit einverstanden. Da ist so eine merkwürdige Sache, Doktor . . ." Er holte aus dem Wust von Akten,

die sich auf dem windschiefen, abgenutzten Tisch häuften, zwei Papiere hervor. „Kennen Sie das?"

„Ja," sagte Martin. Es waren die Einzahlungsformulare der Postsparkasse, das eine ausgestellt auf 18 000, das andere auf 59 758 Schilling. Beide unterschrieben: „Josef Steinlechner." Von ihm unterschrieben . . . „Ja," sagte er also. Das war es: Darauf hatte er gewartet!

Landesgerichtsrat Dr. Kerzel sagte zu seinem Schreiber: „Gehen S', Herr Hertzer! Lassen S' mich mal mit dem Herrn Doktor allein!"

Der Mann klappte seine Aktenmappe zu, spritzte die Feder aus und verschwand.

„Also: Jetzt dürfen wir miteinander reden!" wandte sich Kerzel zu Martin. „Sie können diese Unterschrift da doch bestimmt erklären?"

Martin nickte. „Der Vater ist von einem Gauner betrogen worden, um 35 000 Schilling. Der junge Schauffler in Krems, der war es. Mein Vater hat den Verlust ersetzen wollen, und es ist ihm dabei nicht recht zusammengegangen. Na ja, Herr Landesgerichtsrat: in dieser Zeit . . . Und er hat doch etwas vom Geschäft verstanden!"

Der Landesgerichtsrat rieb sich die Nase. Es war eine sehr lange und spitze Nase, die in der Kälte blau anlief und vorn immer einen kleinen Wermutstropfen hängen hatte. Sie war ein ungeheuer melancholisches Riechorgan und verlieh dem schmalen, hageren Gesicht, zu dem sie gehörte, einen trübseligen Ausdruck. „Wie hat er denn den Verlust ersetzen wollen?"

„Er hat spekuliert." Martin wischte über diesen Teil seiner Erklärung nur so hinweg. „Der Verlust hat sich vergrößert, und da hat er daran gedacht, eine Hypothek aufzunehmen."

„Hm . . . Doktor: Hat er mit eigenem Gelde spekuliert?"

Ohne Zögern die Antwort: „Nein. Er hat ein Konto Josef Steinlechner bei der Kasse aufgemacht, und auf dieses Konto hab' ich die Beträge da eingezahlt."

„Woher hatten Sie das Geld?"

„Erstens aus einer Hypothek; zweitens aus eigenen Ersparnissen, allerdings nicht übermäßig viel; drittens hab' ich mir 15 000 bei einem Freund ausgeliehen; na, und den Rest hab' ich halt von der Versicherung nehmen müssen."

„Hatten Sie Auftrag von Ihrem Herrn Vater?" —

„Auftrag? Hm — das kann man nicht so sagen. Wir haben darüber gesprochen . . ."

„Wann?"

„Wann wird das denn gewesen sein? So genau kann ich mich nicht mehr erinnern . . ."

„Vor seiner Abreise nach Wien?"

„Ach, viel früher! Er hat mir ja gesagt, daß er die Hypothek aufnehmen müsse. Bei der Gelegenheit unterrichtete er mich dann auch über das Konto Steinlechner."

„Hat er Ihnen Verhaltungsmaßregeln hinterlassen?"

„Hinterlassen? Er hat doch gar nie ans Sterben gedacht!"

Der Richter rieb seine Nase, die, je länger das Gespräch andauerte, entsprechend länger zu werden schien. Er wendete seine kleinen, verblaßten Augen dem Hünen zu, der da an der Ecke seines Schreibtisches saß. „Doktor: Die Versicherungsgesellschaft behauptet nämlich, Ihr Herr Vater habe — hm — durch Selbstmord geendet . . ."

Martin hielt diesen alten, müden Augen stand. „Das soll sie erst einmal beweisen!"

„Ja, das soll sie beweisen!" wiederholte der Landesgerichtsrat. „Hm — Doktor: Wir werden jetzt ein Protokoll aufnehmen." Er ging an die Tür und rief den Schreiber herein. „Also, Herr Hertzer, schreiben Sie: „Herr Doktor Martin Wagenmeister, Sohn des verstorbenen Karl Wagenmeister, erscheint und gibt an — —"

Ganz langsam schritt Martin die ausgetretenen Steinstufen der Treppe vom Gericht herunter. Er fühlte sich alt und bedrückt und schäbig. Kein Wort hat er mir geglaubt . . . Alle wohl reden sie so: „Ich kann mich nicht erinnern . . ." Er vermeinte, die Scham brenne ihm knallrot im Gesicht, und die Leute müßten ihm ansehen, daß er gelogen hatte. Infam gelogen! Dumm gelogen! Die harte Last auf den Schultern wurde immer schwerer . . . „Eigentlich zu beneiden, diese selbstsicheren Menschen!" hatte der Propst gesagt.

Der Propst! Der Gedanke sprang in ihm auf: Der wird Rat wissen! Der allein! So ging er denn zu ihm.

Der würdige Priester setzte ihm roten Wein und Zigarren vor. Sie rauchten und tranken, und Martin konnte durch die Fenster die dunkelblauen Waldhügel sehen. Die Sonne lag im Zimmer, und der Tabakrauch zog wie leuchtende Schleier durch ihre Strahlen.

„Guter Wein das, gelt?" fragte der Propst. „Die Fräul'n Helen, meine Haushälterin, behauptet: Zu gut . . . und das bekäm' mir nicht . . . Ah, was! Die Leut' reden halt so daher . . ."

„Ja, sie reden so daher, Hochwürden," erwiderte Martin. „Und mitunter haben sie recht."

„Schon möglich!" Die Tabakwolke verhängte den weißen Schädel des Propstes. „Wenn Sie meinen, was man da so in Heiligenburg spricht —?"

„Ja, das mein' ich!"

„Also deswegen kommen S' zu mir? Hab' mir es gleich gedacht. Die Christel, das arme Mädel, sieht ja schrecklich aus! Wie ich sie gestern — ja, gestern war's — im Schloß getroffen hab' — meiner Seel', Doktor, da bin ich erschrocken. Sie sollten sie fortschicken! Bis das alles vorüber ist . . ."

Martin saß ganz verloren da. „Die Christel? Ja — die macht mir Sorgen. Und mich haben sie heute aufs Gericht gerufen, und ich werde wohl angeklagt werden . . . Und die Christel — Himmelherrgott, Hochwürden —!"

Weißes Haar wurde in blaugrauem Haar sichtbar. „Sehen Sie, Doktor: Ich hab' Sie eigentlich vorladen wollen. Da schickt mir nämlich das bischöfliche Ordinariat in Sankt Pölten ein amtliches Schreiben . . . Bitt' schön, da ist es!" Er zog die Lade auf und suchte ein Schriftstück heraus, das er Martin hinhielt. „Die wollen wissen, ob es wahr sei, was so umgeredet werde in der Stadt und im Land . . . Doktor: Wie ist Ihr Vater gestorben?"

„Er hat sich im Mannsberger Tunnel aus dem Waggon gestürzt . . ."

Ganz still wurde es in dem Zimmer, das ohnedies so still war. Der Propst sog krampfhaft an seiner langen Pfeife, obwohl sie guten Zug hatte. „Woher wissen S' das, Doktor?" fragte er endlich.

„Er hat mir einen Abschiedsbrief geschrieben." Martin griff in die Tasche und holte des Vaters Brief hervor; er trug ihn seit der Rückkehr aus Wien immer bei sich. „Haben S' das bei Gericht angegeben?"

„Nein!" Martin zerbiß den Schnurrbart.

„Warum nicht?"

„Weil ich verhindern muß, daß die Christel und die Welt die Wahrheit erfahren. Die Christel ist natürlich weitaus wichtiger." Martin schob sein Weinglas hin und her und her und hin, blickte dann dem Priester mit nicht mißzuverstehender Bitte ins Gesicht. „Hochwürden, ich bin hergekommen, um Sie den Brief lesen zu lassen. Wollen Sie?" Er hielt dem Propst das dicke Kuvert über den Tisch hin.

(Fortsetzung folgt)

Paganini und die Schankwirtstochter

Skizze von Arthur-Heinz Lehmann.

Einst gab der geniale Geigenkünstler Paganini in Wien eins seiner glanzvollen Konzerte Obwohl er den Beifall liebte und brauchte wie der andere Mensch das tägliche Brot, entzog sich der Meister an einem Konzertabend bald den stürmischen Huldigungen der begeisterten Gesellschaft und schlenderte einsam durch die nächtlich stillen Gassen Wiens, bis ihn flotte, heitere Musik anlockte, die aus einer kleinen Weinschänkstube drang.

Er betrat den dumpfigen, mit Menschen wohlgefüllten Raum und ließ sich, kaum beachtet, an einem kleinen Tisch, der nahe dem Schanktisch stand, nieder.

Prüfend schaute er über die Schar der eng zusammensitzenden Gäste, die sich an der Musik, dem Wein und aneinander selbst erfreuten, denn kaum ein Mann war da, der nicht ein schmuckes, lustig lachendes Mädchen zur Seite hatte.

Paganini, dessen Frauenkennerschaft aus vielen Liebeserlebnissen stammte, fand einige Mädchen heraus, die mit ihrer Einfalt und natürlichen Einfachheit anmutig und unbewußt kokettierten.

In dem Meister, dessen ungeheure schöpferische Elastizität sich stetig an den belebenden Reizen rasch wechselnder Liebesabenteuer neu spannte, kam daher bald der Wunsch auf, seine Künstlermagie an diesen Gästen, vor allen an den Mädchen, zu erproben. Paganini wußte wohl, daß er, obwohl schon Tracht und Aussehen ihn als ungewöhnlichen Menschen erkennen ließen, weniger als Mann denn als Künstler die Frauen in seinen geheimnisvollen Bann zu schlagen vermochte, dem sich auch die Männer nicht entziehen konnten, die feindlich in dem Meister den immer triumphierenden Gegner im Kampfe um das Weib witterten.

Paganinis bleiches Gesicht war von einem ironisch belustigten, siegesbewußten Ausdruck beherrscht, der sich um so stärker ausprägte, je länger er seine Blicke von einem begehrenswerten Mädchen zum anderen schweifen ließ. Zwar würde ihm keines Anregungen für Geist und Gemüt zu geben vermögen, doch ihn reizte es, heute ein Abenteuer zu erleben, bei dem es kein preziöses Getändel geben sollte, sondern nur ein frisches Wagen und Gewinnen.

Während seines Umherblickens hatte Paganini nicht bemerkt, daß ihm ein Glas Wein auf den Tisch gestellt worden war. Er schaute zum Schanktisch, hinter dem ein beleibter Mann herumhantierte, dessen Kleidung ihn als den Wirt kennzeichnete. Neben ihm am Spülbecken wusch ein Mädchen, in dessen glänzendem rötlich-blonden Haar sich das schwache Licht des Raumes zu fangen schien. Als sich das Mädchen aufrichtete, blickte Paganini in ein Antlitz von höchstem Reiz. Der Glanz des Haares wurde jetzt vom Leuchten der strahlend weißen Gesichtsfarbe fast aufgehoben. Das frische Rot der vollen Lippen zog brennend des Künstlers Augen an.

Dieses Mädchen, das die Tochter des Wirtes zu sein schien, war höchstens achtzehn Jahre alt und übertraf alle anderen im Gastraum an Schönheit des Gesichts und schlanker Formen. Es zog alle heißen Wünsche des Meisters auf sich, dessen empfindliche, auf kleinste Reize anklingende Nerven von einer fiebernden Verwirrung befallen wurden. Er trank den Wein auf einen Zug aus, dann stand er auf und trat, sich durch die engen Stuhlreihen zwängend, an das niedrige Podium der Musikanten, die sich und ihren Instrumenten gerade eine Pause gönnten.

Paganini sprach einige Worte mit dem Geiger, der den berühmten Künstler sogleich erkannte, und erhielt dessen Violine. Mit einem Schritt war der Meister auf dem Podium. Ein Strich über die Saiten ließ die Unterhaltung im Wirtsraum verstummen. Dann setzte Paganini an zu einer ungarischen Weise, deren jagender Rhythmus, durch des Meisters Erregung gleichsam befeuert, die Herzschläge der überrascht lauschenden Gäste fast stocken ließ.

Glasklirren und plätscherndes Geräusch machte Paganini während seines Spiels aufhorchen. Er wandte sich zum Schanktisch hin und sah, daß das Mädchen, für das allein er eigentlich seine ganze Kunst aufbot, teilnahmslos Gläser spülte. Als der Wirt, der im Banne der Klänge dastand, des Meisters Blick bemerkte, stieß er das Mädchen an und lenkte durch eine bedeutende Handbewegung dessen Augen zum Musikpodium.

Als Paganini dem Blick des Mädchens begegnete, erschrak er unmerklich, weil er den Ausdruck qualvoll-glückseliger Spannung, den Widerschein der hinreißenden Klangwirkung darin vergeblich suchte. Unwirsch riß er einige das Spiel beendende Striche über die Saiten.

Ein Jubel brach los, dessen Gewalt schier die niedrige Schankstube zu sprengen schien. Stimmen, die begeistert des Meisters Namen riefen und eine Zugabe forderten, steigerten sich aus dem gleichmäßigen Beifallsklatschen heraus. Der Geiger schrie vor freudiger Verwunderung ganz außer sich: „Daß i dees erleb'! So a Freid! Solchene zaubrischen Kläng' aus meiner alt'n Violin'!"

Als der Lärm abebbte, da die Gäste an einer Bewegung Paganinis zu erkennen glaubten, daß er weiterspielen wollte, gingen die schallenden Laute, welche des Wirtes großflächige Hände erzeugten, allein noch durch den Raum. Paganini biß sich ärgerlich auf die Unterlippe, denn das Mädchen, völlig unberührt von Spiel und Beifallsjubel, wischte mit einem Lappen die nasse Platte des Schanktisches trocken.

Einem plötzlichen Entschluß folgend, schritt Paganini vom Podium herunter dicht an den Schanktisch. Während er aller Augen mit sich zog, richtete sich das Mädchen erst vom Spülbecken auf, als es des Meisters unmittelbare Nähe bemerkte.

Scheinbar verständnislose Verwunderung las er aus des Mädchens Augen, das er, der Sieggewohnte, in die Gewalt seines Willens zwingen wollte. Niemals war Paganini auf solchen Widerstand gestoßen. Weniger schmerzte ihn die Wunde, die seiner verletzten Eitelkeit geschlagen war, als das geheimnisvolle Ahnen der Machtlosigkeit, die diesem Mädchen gegenüber lähmend in ihm aufkam.

Er schwang die Geige unters Kinn. Gerade wollte der Wirt ihm anscheinend ein paar Worte sagen, aber da setzte Paganini schon an. Er bot sein berühmtes Meisterstück, er spielte auf einer einzigen Saite.

Bei den ersten Strichen folgte das Mädchen hinterm Schanktisch aufmerksam seinen Bewegungen. Als der Meister aber sehen mußte, wie es sich umwandte zum Regal und einige Gläser darauf absetzte, verließ ihn alle Beherrschungn. Er schlug die Violine auf den Schanktisch, daß sie zersplitterte. Das Krachen des Holzes klang durch die Stille, die von dem Schrei des Geigers vom Podium her aufgerissen wurde und sich sogleich wieder schloß

„Zum Teufel, warum hört sie nicht?" — Paganinis erregte Stimme überschlug sich. Die Blässe seines Gesichts hatte sich zu dunklem Rot verfärbt.

Völlig unbeeindruckt von dem unerhörten Vorfall rückte das Mädchen, noch immer dem zornbebenden Paganini den Rücken zuwendend, die Gläserreihe im Regal zurecht. Der erschrockene Wirt stammelte aus seiner Verwirrung heraus: „Wann Eier Gnad'n mei Tochter mein'? Se kann ja nix dafür, weil's halt — — weil's halt taubstumm is!"

Nach einer Weile des Schweigens, in der er wieder Fassung gewonnen hatte, sagte der Meister, eine Anzahl großer Silbermünzen auf den Schanktisch legend, mit tonloser Stimme: „Für die Geige!"

Dann brach er in ein gellendes Lachen aus, das jäh wie eine grelle Flamme wieder verlosch. Den Kopf mit dem wirren, feuchten Haar tief gesenkt, unsicheren Schrittes, verließ Paganini die Wirtsstube, und die Gäste, die sein Gesicht in der Nähe sahen, erkannten, daß Tränen aus seinen Augen quollen.

Büchertisch

Fritz Steuben: Die Karawane am Persergolf. Eine abenteuerliche Kriegsfahrt durch die arabische Wüste. 188 Seiten. Oktav. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart. Ganzleinen. RM 4.80.

Wie immer bei Steuben, liegen der Erzählung wirkliche Ereignisse zugrunde: Was ein deutscher Offizier, vier junge Soldaten, ein großer Araberführer, ein arabischer Thronjäger und Fürstenmörder, ein Negerhenker und noch eine ganze Anzahl anderer Männer bei einem tollkühnen Kriegsunternehmen am Persischen Golf erleben, das schildert Fritz Steuben in diesem neuen, phantastischen, abenteuerlichen Buch ungeheuer spannend, aufregend, dabei nie übertrieben, aber stets voll Witz und Humor.

„Die Karawane am Persergolf ist ein dramatischer Bericht von einer Front, die in Deutschland bisher noch so gut wie unbekannt geblieben ist. Erschütternd wird es wieder einmal klar, wo überall Deutsche im Weltkrieg zäh, entschlossen und überlegenen Geistes ihre Pflicht getan haben.

Wenn bei uns vom Obersten Lawrence die Rede ist, so wollen wir doch jene nicht vergessen, die unseres Blutes waren und die dasselbe (oder mehr!) taten als dieser Engländer, wenn der Enderfolg auch nicht bei ihnen war. „Die Karawane am Persergolf", in hinreißendem Tempo geschrieben, mit einer Fülle humoristischer Begebenheiten und dramatisch erregender Ereignisse, wird alte und junge Leser in ihren Bann ziehen. Es kommt hinzu, daß Steuben Arabien und die Araber uns in einer Weise vorstellt, wie wir sie noch nirgends gefunden haben: man erlebt die Wüste im Frühling, und es geht einem wie dem langen Hamburger in Steubens Buch, man fragt sich wie er: „Sagt mal, Kinners, habt ihr euch Arabien so vorgestellt?"

Villa Döskopp

Von Georg Geiersberg

Der Bildhauer Keck bewohnte die entzückendste Villa, die sich denken ließ. Jeder beneidete den liebenswürdigen Schwerenöter um das Häuschen, das er beileibe nicht etwa selbst entworfen oder selbst erbaut, sondern „ganz bei Gelegenheit" gekauft hatte.

Wenn ihm jemand ein Kompliment wegen der Villa machte, und das geschah in 90 von 100 Fällen, dann erklärte mit freundlichem Zwinkern Herr Keck:

„Das ist meine Spezialität! Mit Villa Döskopp ist es genau so gewesen."

Da natürlich jeder daraufhin fragte: „Villa Döskopp? Was ist denn das?" so erzählte Herr Keck bereitwillig und mit sichtlichem Behagen die Geschichte der „Villa Döskopp".

Eigentlich war es gar keine Villa. Von einer solchen hatte sie nichts an sich. Guter Gott: ein kleines, halbzerschossenes Haus, etwas abseits von dem elenden, französischen Nest, das ein ganz klein wenig anders als die ärmlichen, schmutzigen Häuser im Ort war!

Leutnant Keck vom Regimentsstab hauste in der „Villa", in dem einzigen, bewohnbaren, zur ebenen Erde gelegenen Zimmer. Der Bursche schlief in dem daneben befindlichen Raum, hinter einem Lattenverschlag.

Man beneidete Leutnant Keck um sein vornehmes Quartier, und wiederholt war er nahe daran, ausgemietet zu werden, um irgendeinem hohen Herrn Platz zu machen. Allein auf rätselhafte Weise blieb immer alles beim alten. Die Majors und Obersten begnügten sich stets mit einem minderwertigen Quartier und störten Leutnant Keck in der Behaglichkeit seiner „Villa" nicht

Da kam eines Tages ein neuer Regimentskommandeur. Er schien schon von der rätselhaften Villa vor dem Dorf gehört zu haben und ging sie umgehend „besichtigen". Da der Augenschein ihm bewies, daß die „Villa" gegen die schiefgebauten, schmutzigen Häuser des Dorfes vorteilhaft abstach, so entschied er kurz zu seinem Burschen: „Hier wohnen wir!"

Er trat darauf ins Innere des Hauses durch einen langen, halbzerschossenen Flur und pochte an die hellgestrichene Tür, auf der mit Kohle gekritzelt „Leutnant Keck" stand.

Als er eintrat, sprang Leutnant Keck, der dienstfrei hatte und diesen Umstand benutzt zu haben schien, sich einen steifen Grog zu brauen, von seinem Holzschemel auf.

„Morgen," schnarrte der Oberst und blickte sich angenehm überrascht in dem vorteilhaft mit Bildern tapezierten Zimmer um.

„'Morgen, Herr Oberst!"

Diensteifrig schleppte der Leutnant einen rohgezimmerten Stuhl herbei und lud den hohen Herrn ein, Platz zu nehmen. Der Oberst setzte sich und klemmte den Säbel zwischen die Beine.

„Danke!"

Leutnant Keck nahm ein Glas Grog, schlug die Hacken zusammen und servierte es dem Oberst.

„Darf ich mir erlauben, Herr Oberst: ein steifer Grog . . . für die Kälte! Es zieht miserabel in dieser schaurigen Bude!"

Der Oberst blickte erstaunt hoch:

„So? — Nanu?"

„Ja, der Wind pfeift auf eine Art durch die dünnen Wände, daß man denkt, sie sind aus Papier. Man kann nachts kaum schlafen! Dabei brennt fortwährend Feuer!"

„Warum wohnen Sie denn da in solch zugigem Quartier?"

„Will den anderen Herren doch nicht ihre besseren Quartiere im Dorf nehmen, Herr Oberst! Wohne den ganzen Sommer hier — da ist es nu recht und billig, wenn ich auch im Winter aushalte!"

„Verstehe ich nicht," grollte der hohe Herr, und auf seiner Stirn zeigten sich ärgerliche und böse Falten gereizten Mißtrauens. Er ließ sich nicht gar so hanebüchen vorflunkern, wie es der junge Dachs da versuchte. Allein Leutnant Keck blieb ganz gelassen.

„Eine merkwürdige Geschichte mit der Villa, Herr Oberst! — Aber bitte, probieren Herr Oberst doch erst mal meinen Grog!"

Der hohe Herr nahm, versöhnlicher gestimmt, das Glas, das der Leutnant noch in der Hand gehalten hatte, und trank es in einem Zuge leer. Seine Mienen hellten sich auf. Leutnant Keck nutzte die sichtliche Geneigtheit des Obersten und erzählte:

„Bevor ich hier einzog, war ein guter Freund hier einquartiert. Er ging nach vorn in den Graben; hatte sich an die Front gemeldet! Der sagte zu mir: Du bist ein Döskopp, wenn du, wie ich es getan habe, hier hausen willst! Such' dir im Dorf irgendeine Scheune! Da ist's besser als hier! — Ich glaubte das damals nicht und verlachte die Warnung. Heute muß ich aber zugeben, daß mein Freund recht hatte."

Des Obersten Geneigtheit hatte sich verloren. Er wollte mit unwirscher Handbewegung Schweigen gebieten; da sagte Leutnant Keck treuherzig und entwaffnend:

„Ich bin ein Döskopp! Gebe es selbst zu — möchte nur wissen, welcher Döskopp nach mir hier hausen wird!"

Dem Oberst gab es einen merklichen Ruck. Er erhob sich schwerfällig, steckte die Hände in die Manteltaschen und schien sehr nachdenklich geworden.

Leutnant Keck forschte diensteifrig:

„Was verschafft mir die Ehre, Herr Oberst?"

„Bagatelle — hat Zeit bis Montag! Morgen."

„'Morgen, Herr Oberst!"

Krachend flog die Tür hinter dem schnell davonschreitenden Oberst ins Schloß. Draußen hörte der Leutnant den Oberst zu seinem Burschen sagen.

„Hier ziehen wir nicht ein!"

Befriedigt trat Leutnant Keck vom Fenster fort und stieß mit sich selbst auf die abermalige erfolgreiche Verteidigung seiner Villa an, die fortan „Villa Döskopp" hieß — und einen ergiebigen Gesprächsstoff bei Kecks bis auf heute bildet.

Fröhliche Ecke

Hundeleben. Er kommt spät nach Hause. Sie ist — gelinde gesagt — ungehalten.

Er runzelt die Stirn „Weißt du, was meine Freunde sich erzählen?" ruft er. „Ich führe, sagen sie, zu Hause ein Hundeleben!"

„Da haben sie recht, deine Freunde," lächelt sie, „spät abends kommst du schmutzig nach Haus, machst es dir am Ofen bequem, kratzt dich, lauerst auf das Essen, und im übrigen knurrst du den ganzen Tag!"

*

Der Schneider. „Nicht genug, daß Sie Ihre Rechnungen nicht bezahlen, Sie werden auch noch von Jahr zu Jahr dicker, so daß ich zu jedem Anzug mehr Stoff brauche!"

*

Frau Quitschle ist, rein örtlich betrachtet, die Flurnachbarin der Eheleute Heimlich. Von Beruf ist sie nichts, von Berufung Natschkatel. Und die Heimlichs sind ihr Beobachtungsobjekt. So konnte es kommen, daß sie in die Lage kam, im ganzen Haus zu verbreiten:

„Göld müassen die Leut ham, Göld wia Heu! Z' Weihnachten hat sie eahm an jungen Hund gschenkt, und jeden Morgn ko ma hörn, wie er sagt: „Scho wieder a neue Bescherung!"

*

Lebensrettung. Sie knipste die Lampe an, nahm die Zeitung, stutzte und las vor: „Wunderbare Lebensrettung. Ein Einbrecher gab in Philadelphia auf die Frau eines Ingenieurs einen Schuß ab. Ein Knopf des silberdurchwirkten Abendkleides lenkte jedoch die Kugel ab und rettete so der Frau das Leben."

„Ja und —?" fragte er. „Warum liest du mir so etwas vor?"

Sie ließ die Zeitung sinken. „Die Frau eines Ingenieurs", flüsterte sie und blickte sinnend ins Weite, „ein silberdurchwirktes Abendkleid . . . und du bist Oberingenieur . . ."

*

Die Kinder hatten gespielt: „Onkel Otto und seine Neffen." Peterchen, das den Onkel Otto darstellte, hatte die Neffen Kurt und Fritz in großzügiger Weise aufgefordert: „Also, nun schreibt mal eure Weihnachtswunschzettel!" und sie hatten aufgeschrieben:

Der Kurt: ein Auto, ein Pony, eine Dampfmaschine.

Der Fritz: ein Federhalter, ein Löschblatt, ein Griffel.

„Aber Kinder," sagt da ein Großer, der dazu kommt, „was soll das? Der Peter kann euch ja doch nichts geben."

„Na also" — meint der Kurt — „da kann ich mir doch wenigstens ganz teure Sachen wünschen." „Und mir," sagt der Fritz, „tut es nicht so leid, wenn ich die Kleinigkeiten doch nicht kriege."

*

Unter dem Christbaum. „Und hier, liebe Selma, ist etwas für dich, für die Kinder und schließlich auch für mich: eine Höhensonne! Die vorzügliche Wirkung ihrer Strahlen wird dir ja bekannt sein; sie vermag eine Sommerreise zu ersetzen."

„Aha, das könnte dir so passen, Hermann! Gleich nach den Feiertagen wird sie umgetauscht!"

*

„Das ist eine rechte Freude, Gustav! Solch eine Standuhr hab' ich mir schon immer für die Diele gewünscht."

„Siehst du, Hermine! Nun muß aber auch das Mittagessen immer fertig sein, wenn ich aus dem Büro komme."